

TRUMAN CAPOTE  
Erhörte Gebete

## Buch

Ein modernes Sittengemälde der amerikanischen High Society schwebte Truman Capote vor, als er in den fünfziger Jahren mit »Erhörte Gebete« begann. Die Schilderung der Erlebnisse eines gewissen P. B. Jones – Schoßhündchen der Reichen – hätte sein Opus magnum werden sollen. Doch schnell geriet die Arbeit daran ins Stocken. In den Siebzigern erschienen schließlich einige Kapitel des lange angekündigten Schlüsselromans im Magazin *Esquire*. Sie lösten einen Skandal ungeheuerlichen Ausmaßes aus und führten zum Selbstmord der Millionärswitwe Ann Woodward, die sich in einer der Figuren wiederzuerkennen glaubte. Die Empörung in den höchsten Gesellschaftskreisen kannte keine Grenzen: 25 Jahre lang hatten die Kennedys, Rockefellers, Guggenheims sowie zahllose Filmstars und andere Berühmtheiten dem Exzentriker Capote Einlass in ihre Kreise gewährt. Und nun plauderte er in literarischem Gewand, aber doch für jeden durchschaubar, ihre intimsten Geheimnisse aus. Capote hatte sich um Kopf und Kragen geschrieben. Er wurde bei seinen ehemaligen Freunden und Gönnern zur Persona non grata und sollte seinen Roman trotz vollmundiger Versprechungen nie fertigstellen. Das Fragment erschien erstmals im Jahre 1987 – drei Jahre nach Capotes Tod.

## Autor

Truman Capote wurde am 30. September 1924 in New Orleans geboren. Er wuchs in den Südstaaten auf und kam 1934 nach New York. Dort entdeckte er das Theater und verschaffte sich schnell Zutritt zur High Society. Mit 18 Jahren begann Capote als Redaktionsgehilfe beim *New Yorker* zu arbeiten. 1945 gelang ihm mit einer Kurzgeschichte der literarische Durchbruch. Truman Capotes Bücher, aber auch die Verfilmungen von »Frühstück bei Tiffany« und »Kaltblütig« brachten ihm Weltruhm ein, der bis heute fort dauert. Truman Capote starb 1984 in Los Angeles.

Außerdem bei Goldmann lieferbar:

Sommerdiebe. Roman (46482)

Frühstück bei Tiffany. Roman (46904)

Baum der Nacht. Sämtliche Erzählungen (46905)

Kaltblütig. Roman (46903)

Truman Capote

---

Erhörte Gebete

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Heidi Zerning

**GOLDMANN**

*Herausgegeben  
von Anuschka Roshani*



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Verlagsgruppe | Zert.-Nr. SGS-COC-001940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council FSC-DEU-O100

Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

I. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2010

Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright der deutschen Ausgabe © 2007 by Kein & Aber AG Zürich  
Die Originalausgabe erschien 1987 unter dem Titel »Anwered Prayers«  
bei Random House, New York

Copyright ©1987 by Alan U. Schwartz

Introduction copyright © 1987 renewed by Random House, Inc.  
This translation published by arrangement with Random House,  
an imprint of Random House Publishing Group,  
a division of Random House, Inc.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images/CSA Plastock  
mb · Herstellung: Str.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Made in Germany

ISBN 978-3-442-46906-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Es werden mehr Tränen über erhörte Gebete vergossen  
als über nicht erhörte.*

Theresia von Ávila



## INHALT

Unverdorbene Ungeheuer	9
Kate McCloud	125
La Côte Basque	171
Anmerkung des amerikanischen Herausgebers	223



**UNVERDORBENE  
UNGEHEUER**



Irgendwo auf dieser Welt lebt eine außergewöhnliche Philosophin namens Florie Rotondo.

Neulich stieß ich auf eines ihrer Denkergebnisse, und zwar in einer Zeitschrift, die vornehmlich das abdruckt, was Schulkinder schreiben. Es lautete: *Wenn ich was machen dürfte, würde ich in die Mitte unseres Planeten Erde reisen und nach Uran, Rubinen und Gold suchen. Auch nach Unverdorbenen Ungeheuern. Dann würde ich aufs Land ziehen. Florie Rotondo, acht.*

Florie, Schatz, ich weiß genau, was du meinst – auch wenn du es nicht so genau weißt: wie solltest du auch, mit acht?

Denn ich *bin* in der Mitte unseres Planeten gewesen; habe jedenfalls die Strapazen durchgemacht, die solch eine Reise mit sich bringt. Ich habe nach Uran, Rubinen und Gold geschürft und unterwegs andere beobachtet, die sich derselben Jagd verschrieben hatten. Und weißt du, Florie – ich bin ihnen begegnet, den Unverdorbenen Ungeheuern! Verdorbenen auch. Doch die *unverdorbene* Unterart ist die große Ausnahme: weiße Trüffel im Vergleich zu den schwarzen; bitterer Wildspargel im Gegensatz zu dem in Beeten angepflanzten. Das Einzige, was ich nicht getan habe: Ich bin nicht aufs Land gezogen.

Übrigens schreibe ich das auf YMCA-Briefpapier, in einem YMCA in Manhattan, der mich den letzten Monat über in einer Zelle ohne Aussicht im zweiten Stock beherbergt hat. Ich würde den sechsten Stock vorziehen – denn wenn ich mich dazu entschlösse, aus dem Fenster zu klettern, wäre das ein lebenswichtiger Unterschied. Vielleicht wechsle ich das Zimmer. Steige auf. Wohl eher nicht. Ich bin ein Feigling. Aber nicht so feige, den Sprung nicht zu wagen.

Ich heiße P.B. Jones und bin mir nicht ganz einig – ob ich Ihnen jetzt gleich etwas über mich mitteilen soll oder ob ich damit warte und die Angaben in den Text der Erzählung einstreue. Ich könnte Ihnen auch gar nichts über mich mitteilen oder nur sehr wenig, denn ich betrachte mich in dieser Angelegenheit als Berichterstatter, nicht als aktiven Teilnehmer, jedenfalls keinen, auf den es ankommt. Aber vielleicht ist es einfacher, doch mit mir anzufangen.

Wie gesagt, ich heiße P.B. Jones; ich bin entweder fünfunddreißig oder sechsunddreißig Jahre alt: Der Grund für diese Ungewissheit ist, dass niemand weiß, wann ich geboren wurde oder wer meine Eltern waren. Wir wissen nur, dass ich als Baby im zweiten Rang eines Varietés in St. Louis zurückgelassen wurde. Das geschah am 20. Januar 1936. Katholische Nonnen zogen mich in einem asketischen Waisenhaus auf, einem roten Backsteinbau am Ufer des Mississippi.

Die Nonnen hatten mich gern, denn ich war ein aufgewecktes Kind und eine Schönheit; sie haben nie gemerkt, wie hinterhältig ich war, wie doppelzünftig oder wie sehr

ich ihre Kargheit verachtete, ihr Aroma: Weihrauch und Spülwasser, Kerzen und Kreosot, weißer Schweiß. Eine der Schwestern mochte ich, Martha, sie unterrichtete Englisch und war derart überzeugt, dass ich ein Talent zum Schreiben hatte, dass ich am Ende selbst davon überzeugt war. Trotzdem hinterließ ich ihr, als ich aus dem Waisenhaus ausbüxte, keine Nachricht und habe mich auch seitdem nie wieder bei ihr gemeldet: ein typisches Beispiel für meinen Opportunismus und meine Abgestumpftheit.

Ohne ein bestimmtes Ziel im Kopf winkte ich Autos zu und wurde von einem Mann mitgenommen, der ein weißes Cadillac-Kabrio fuhr. Ein stämmiger Bursche mit gebrochener Nase und rotem, sommersprossigem, irischem Teint. Keiner, den man für schwul halten würde. Aber er war es. Er fragte, wohin ich wollte, und ich zuckte nur die Achseln; er wollte wissen, wie alt ich war – ich sagte, achtzehn, obwohl ich in Wahrheit drei Jahre jünger war. Er grinste und sagte: »Na, ich will doch nicht die Moral eines Minderjährigen untergraben.«

Als ob *ich* Moral gehabt hätte.

Dann sagte er feierlich: »Du siehst wirklich gut aus.« Was stimmte: ein bisschen klein geraten, eins siebzig (später eins dreiundsiebzig), aber kräftig und gut gebaut, mit lockigen, braun-blonden Haaren, grün gesprenkelten braunen Augen und einem dramatisch kantigen Gesicht; mich selbst im Spiegel zu betrachten, war immer eine Selbstvertrauenspendende Erfahrung. Als Ned sich also über mich hermachte, meinte er, mir die Unschuld zu rauben. Haha! Schon früh, ungefähr im Alter von sieben oder acht Jahren,

hatte ich angefangen, mit etlichen älteren Jungen und mehreren Priestern sowie einem hübschen farbigen Gärtner die ganze Skala durchzuspielen. Genau genommen war ich eine Art Schokoladenriegelnutte – für ein Stückchen Schokolade tat ich so ziemlich alles.

Ich habe zwar mehrere Monate mit ihm zusammengelebt, aber ich kann mich nicht an Neds Familiennamen erinnern. Ames? Er war der Chefmasseur eines großen Miami-Beach-Hotels – eines dieser eiscremefarbenen Paläste mit jüdischer Klientel und französischem Namen. Ned brachte mir das Handwerk bei, und nachdem ich ihn verlassen hatte, verdiente ich mir meinen Lebensunterhalt als Masseur in einer ganzen Reihe von Miami-Beach-Hotels. Ich hatte auch viele Privatkunden, Männer und Frauen, die ich massierte und denen ich Übungen für die Figur und das Gesicht beibrachte – obwohl Übungen für das Gesicht reiner Quatsch sind; die einzig wirksame ist Schwanzlutschen. Kein Witz, es gibt nichts Vergleichbares, um die Kinnpartie zu straffen.

Und so verbesserte Agnes Beerbaum mit meiner Hilfe die Konturen ihres Kinns beträchtlich. Mrs. Beerbaum war die Witwe eines Zahnarztes aus Detroit, der seinen Lebensabend in Fort Lauderdale genießen wollte, wo er prompt einem Herzinfarkt erlag. Sie war nicht reich, aber sie hatte Geld – und obendrein ein Rückenleiden. Ich trat in ihr Leben, um diese spinalen Spasmen zu lindern, und verweilte lange genug darin, um durch Trinkgelder außerhalb meines üblichen Honorars zehntausend Dollar anzuhäufen.

*Damals hätte ich aufs Land ziehen sollen.*

Doch ich kaufte mir eine Fahrkarte für einen Greyhound-Bus, der mich nach New York trug. Ich hatte nichts als einen Koffer dabei, und der enthielt sehr wenig – nur Unterwäsche, Hemden, Waschzeug und zahlreiche Notizbücher, in denen ich Gedichte und ein paar Kurzgeschichten festgehalten hatte. Ich war achtzehn, es war Oktober, und ich habe nie dieses Oktober-Gefunkel von Manhattan vergessen, als mein Bus durch New Jerseys stinkende Sümpfe darauf zufuhr. Wie Thomas Wolfe, ein einst bewundertes und jetzt vergessenes Idol, geschrieben haben könnte: Oh, wie vielversprechend diese Fenster waren! – kalt und feurig im flammenden Schein einer sinkenden Herbstsonne.

Seitdem habe ich mich in viele Städte verliebt, aber nur ein Orgasmus, der eine Stunde lang anhält, könnte die Glückseligkeit meines ersten Jahres in New York übertreffen. Leider Gottes beschloss ich, zu heiraten.

Vielleicht war es die Stadt selbst, die ich zur Frau wollte, mein Glücksgefühl dort, mein Gefühl von unvermeidlichem Ruhm und Reichtum. Doch, ach, heiraten tat ich ein Mädchen. Diese blutleere, fischbauchbleiche Bohnenstange mit blonden Schnittlauchhaaren und hervorquellenden lila Augen. Sie war ebenfalls Studentin an der Columbia University, wo ich bei Martha Foley, einer der Gründerinnen und Mitherausgeberinnen der damaligen Zeitschrift *Story*, ein Seminar über kreatives Schreiben belegt hatte. Was mir an Hulga (doch, ich weiß, dass Flannery O'Connor eine ihrer Heldinnen Hulga genannt hat, aber ich klaue nicht; es ist reiner Zufall) gefallen hat, das war, dass sie nie müde

wurde, mir zuzuhören, wenn ich aus meinen Werken vorlas. Meistens stand der Inhalt meiner Geschichten im Gegensatz zu meinem Charakter – das heißt, sie waren zärtlich und *triste*; aber Hulga fand sie schön, und ihre großen lila Augen füllten sich immer wohltuend mit Tränen und flossen am Ende der Lesung über.

Bald nach unserer Hochzeit entdeckte ich, dass es einen guten Grund gab, warum ihre Augen immer solch eine wunderbar schwachsinnige Gemütsruhe ausstrahlten. Sie *war* nämlich schwachsinnig. Oder nahezu. Jedenfalls hatte sie das Pulver nicht erfunden. Die gute, alte, humorlose, hünenhafte Hulga, dabei so etepetete und peinlich sauber – hausfraulich. Sie hatte keine Ahnung von meinen wahren Gefühlen ihr gegenüber, nicht bis Weihnachten, als ihre Eltern uns besuchen kamen: zwei schwedische Untiere aus Minnesota, ein Mammut-Duo, doppelt so groß wie ihre Tochter. Wir wohnten in einer Anderthalb-Zimmer-Wohnung in der Nähe von Morningside Heights. Hulga hatte eine Art Rockefeller-Center-Tannenbaum gekauft: Er reichte vom Boden bis zur Decke und von Wand zu Wand – das verfluchte Ding sog allen Sauerstoff aus der Luft. Und der Aufwand, den sie damit trieb, das Vermögen, das sie für diesen Woolworth-Flitter ausgab! Zufällig hasse ich Weihnachten, denn, wenn Sie mir diesen Anflug von Rührseligkeit verzeihen wollen, in meinem Waisenhaus in Missouri bildete es immer den absoluten Tiefpunkt des ganzen Jahres. Und so kam es, dass ich am Heiligabend, wenige Minuten bevor Hulgas Eltern zum Julklapp eintrafen, plötzlich die Beherrschung verlor: den Baum auseinandernahm

und Stück für Stück in einem Aufflammen durchbrennender Sicherungen und zerplatzender Glühbirnen zum Fenster hinausbeförderte – während Hulga unentwegt schrie wie ein halb geschlachtetes Schwein. (Achtung, Philologiestudenten! Alliterationen – habt ihr sie bemerkt? – sind mein geringstes Laster.) Obendrein sagte ich ihr, was ich von ihr hielt – und ausnahmsweise einmal verloren ihre Augen diese blöde Reinheit.

Dann erschienen Mama und Papa, die Riesen aus Minnesota: Geräusche, Laute, wie sie ein blutrünstiges Eishockeyteam von sich gibt, das war ihre Reaktion. Hulgas Erzeuger schleuderten mich einfach zwischen sich hin und her – und bevor ich zu Boden ging, hatten sie mir fünf Rippen gebrochen, ein Schienbein zersplittert und beide Augen mit Veilchen versehen. Danach packten die Riesen offenbar ihr Kind ein und fuhren nach Hause. Ich habe von Hulga nie wieder ein Wort gehört, nicht in all den Jahren, die seitdem vergangen sind; aber soweit ich weiß, sind wir vor dem Gesetz immer noch Mann und Frau.

Kennen Sie den Ausdruck »Killerschwulette«? Damit ist ein Schwuler gemeint, in dessen Adern das Kühlmittel Freon fließt. Diaghilew zum Beispiel. J. Edgar Hoover. Hadrian. Nicht, dass ich ihn mit diesen Persönlichkeiten auf eine Stufe stellen möchte, aber ich denke dabei an Turner Boatwright – Boaty, wie seine Höflinge ihn nannten.

Mr. Boatwright war der Feuilletonredakteur einer Modezeitschrift, die »hochwertigen« Schriftstellern ein Forum gab. Ich wurde auf ihn aufmerksam oder vielmehr er auf mich, als er in unserem Seminar einen Vortrag hielt, und

an der Art, wie sein frostiger, alle Hosenställe abschätzender Blick immer wieder zu mir wanderte, merkte ich, was ihm durch seinen hübschen grauen Lockenkopf ging. Also gut, aber ich beschloss, ihm nichts zu schenken. Nach dem Vortrag scharten sich die Studenten zusammen, um mit ihm zu sprechen. Nicht so ich; ich verschwand, ohne darauf zu warten, ihm vorgestellt zu werden. Ein Monat verging, den ich dazu benutzte, zwei meiner Erzählungen, die ich für die besten hielt, zu polieren: *Sonnenbräune* über Stricher unter den Strandanimateuren von Miami Beach und *Massage* über die Erniedrigungen einer Zahnarztwitwe, die einen jugendlichen Masseur abgöttisch liebt.

Bewappnet mit den Manuskripten suchte ich Mr. Boatwright auf – ohne Terminvereinbarung; ich spazierte einfach in die Redaktion der Zeitschrift und bat die Empfangsdame, Mr. Boatwright zu sagen, dass einer von Miss Foleys Studenten ihn zu sehen wünsche. Ich war sicher, er würde wissen, welcher. Doch als ich in sein Büro geleitet wurde, zog er es vor, sich nicht an mich zu erinnern. Ich ließ mich davon nicht hinters Licht führen.

Sein Büro war das schiere Gegenteil von einem Büro; es erinnerte an einen viktorianischen Salon. Mr. Boatwright thronte in einem Rohrschaukelstuhl neben einem Tisch, den Fransentücher deckten und der als Schreibtisch diente; ein weiterer Schaukelstuhl stand auf der anderen Seite des Tisches. Den wies mir der Redakteur zu, mit einer schläfrigen Geste, die seine Kobra-Wachsamkeit verschleiern sollte (sein eigener Stuhl enthielt, wie ich später entdeckte, ein kleines Kissen mit der gestickten Inschrift MUTTER).

Obwohl es ein glühend heißer Frühlingstag war, verbargen sich die Fenster hinter fest zugezogenen Vorhängen aus schwerem Samt von einer Farbe, die man, glaube ich, Flohbraun nennt; die einzigen Lichtquellen waren zwei Studierlampen, eine mit dunkelroten Schirmen, die andere mit grünen. Ein interessanter Ort, Mr. Boatwrights Höhle; offenbar ließ man ihm großen Freiraum.

»Nun, Mr. Jones?«

Ich brachte mein Anliegen vor, sagte, ich sei von seinem Vortrag an der Columbia beeindruckt gewesen, von der Aufrichtigkeit seines Wunsches, jungen Autoren behilflich zu sein, und habe daraufhin zwei Kurzgeschichten mitgebracht, um sie ihm zur Beurteilung vorzulegen.

Er sagte mit einer Stimme, die von süßlichem Sarkasmus troff: »Und warum haben Sie sich dazu durchgerungen, sie mir persönlich vorzulegen? Denn üblich ist der Postweg.«

Ich lächelte, und mein Lächeln ist eine schmeichelhafte Einladung; jedenfalls wird es meistens so aufgefasst. »Aus Angst, Sie würden sie nicht lesen. Ein unbekannter Schriftsteller ohne Agent? Dessen Geschichten dürften wohl kaum bis zu Ihnen gelangen?«

»Sie tun es, falls sie von Talent zeugen. Meine Assistentin Miss Shaw ist eine außerordentlich fähige und aufmerksame Leserin. Wie alt sind Sie?«

»Im August werde ich zwanzig.«

»Und Sie halten sich für ein Genie?«

»Ich weiß nicht.« Was gelogen war; ich war fest davon überzeugt, eins zu sein. »Deshalb bin ich hier. Um Ihre Meinung zu hören.«

»So viel kann ich sagen: Sie sind ehrgeizig. Oder wollen Sie nur nach oben? Was sind Sie, ein Jid?«

Meine Antwort machte mir nicht besonders viel Ehre; obwohl ich relativ frei von Selbstmitleid bin (na, ob das stimmt?), war es nie unter meiner Würde, meine Herkunft zu benutzen, um mir Sympathien zu sichern. »Kann sein. Ich bin in einem Waisenhaus aufgewachsen. Ich habe keine Ahnung, wer meine Eltern sind.«

Trotzdem stieß mich das Knie des Herrn mit schmerzlicher Genauigkeit. Er hatte mich durchschaut; ich war mir seiner jedoch nicht mehr so sicher. Zu der Zeit war ich immun gegen die automatischen Laster – ich rauchte selten und trank nie. Doch jetzt nahm ich mir ohne Erlaubnis eine Zigarette aus einer Schildpattdose; als ich sie anzündete, explodierten alle Hölzer in dem Streichholzbriefchen. Ein kleiner Scheiterhaufen loderte in meiner Hand. Ich sprang auf, schüttelte meine Hand aus und wimmerte.

Mein Gastgeber zeigte nur gelassen auf die zu Boden gefallenen, immer noch brennenden Streichhölzer. Er sagte: »Achtung. Treten Sie das aus. Sie beschädigen noch meinen Teppich.« Dann: »Kommen Sie her. Geben Sie mir Ihre Hand.«

Seine Lippen öffneten sich. Langsam stülpte sein Mund sich über meinen Zeigefinger, den am stärksten versengten. Er sog den Finger in die Tiefen seines Mundes, zog sich zurück und sog ihn wieder ein – wie ein Jäger, der gefährliche Flüssigkeit aus einem Schlangenbiss entfernt. Er hielt inne und fragte: »Ist es schon besser?«

Die Wippe war gekippt; eine Machtverlagerung hatte

stattgefunden, oder jedenfalls war ich dumm genug, das zu glauben.

»Viel besser; danke.«

»Schön«, sagte er und stand auf, um die Tür abzuriegeln.

»Dann werden wir jetzt die Behandlung fortsetzen.«

\* \* \*

Nein, so leicht war es nicht. Boaty war ein harter Bursche; nötigenfalls hätte er für sein Vergnügen bezahlt, aber er hätte nie eine meiner Geschichten veröffentlicht. Zu den ursprünglichen zwei, die ich ihm gab, sagte er: »Sie sind nicht gut. Normalerweise würde ich jemanden mit einem so begrenzten Talent wie dem deinen nie ermutigen. Das ist das Grausamste, was man tun kann – jemanden in dem Glauben bestärken, er besitze Gaben, die er eigentlich gar nicht hat. Allerdings verfügst du über einen gewissen Sinn für Wörter. Ein Gefühl für Charakterisierung. Vielleicht kann daraus etwas gemacht werden. Wenn du bereit bist, es zu riskieren und womöglich damit dein Leben zu ruinieren, werde ich dir helfen. Aber ich rate davon ab.«

Ich wünschte, ich hätte auf ihn gehört. Ich wünschte, ich wäre schnurstracks aufs Land gezogen. Aber es war zu spät, denn ich hatte mich schon auf meine Reise ins Innere der Erde begeben.

Das Schreibpapier ist alle. Vielleicht gehe ich duschen. Und ziehe danach in den sechsten Stock.

\* \* \*

Ich bin in den sechsten Stock gezogen. Aber mein Fenster grenzt eng ans nächste Haus; wenn ich hinausklettere, stoße ich mir nur den Kopf. Der September schickt uns eine Hitzewelle, und mein Zimmer ist so klein, so heiß, dass ich Tag und Nacht die Tür offen lassen muss, was misslich ist, da hier wie in den meisten YMCAs, den Christlichen Vereinen Junger Männer, die Flure rascheln von den leisen Schritten lüsterner Christen; wenn man seine Tür offen lässt, wird das häufig als Einladung verstanden. So ist es aber nicht gemeint, Sir.

Neulich, als ich diesen Bericht begann, hatte ich keine Ahnung, ob ich ihn fortsetzen würde oder nicht. Ich bin jedoch gerade von einem Drugstore zurück, wo ich eine Schachtel Blackwing-Bleistifte, einen Anspitzer und ein halbes Dutzend dicke Schreibhefte gekauft habe. Ich habe sowieso nichts Besseres zu tun. Außer einen Job zu suchen. Ich weiß bloß nicht, was für eine Arbeit ich mir suchen soll – es sei denn, ich kehre zur Massage zurück. Ich taue nicht mehr zu vielem. Und um ehrlich zu sein, ich denke immer wieder, wenn ich die meisten Namen ändere, dann kann ich das hier vielleicht als Roman veröffentlichen. Verdammte, ich habe nichts mehr zu verlieren; sicher könnten einige Leute versuchen, mich umzubringen, aber sie würden mir damit nur einen Gefallen tun.

\* \* \*

Nachdem ich ihm mehr als zwanzig Geschichten vorgelegt hatte, kaufte Boaty tatsächlich eine. Er kürzte sie aufs

Knochengerrüst zusammen und schrieb sie selbst halb um, aber wenigstens wurde ich gedruckt. *Viele Gedanken an Morton*, von P. B. Jones. Sie handelte von einer Nonne, die einen farbigen Gärtner namens Morton liebt (denselben Gärtner, der sich in mich verliebt hatte). Sie erregte Aufmerksamkeit und wurde in die Anthologie *Best American Short Stories* jenes Jahres aufgenommen; noch wichtiger war, dass sie einer bedeutenden Freundin von Boaty auffiel, Miss Alice Lee Langman.

Boaty besaß ein geräumiges Stadthaus aus rotbraunem Sandstein; es lag im Nordosten der Upper Eastside. Das Innere war eine übertriebene Nachbildung seines Büros, eine karmesinrote, viktorianische Rosshaar-Melange: perlenverzierte Vorhänge und ausgestopfte Eulen, die unter Glasglocken schmolten. Diese Art von amüsanter schwuler Maniertheit, inzwischen *démodée*, war zu jener Zeit erfrischend ausgefallen, und Boatys Salon war einer von Manhattans beliebtesten Treffpunkten.

Ich bin dort Jean Cocteau begegnet – einem wandelnden Laserstrahler mit einem Zweiglein *muguets* im Knopfloch; er fragte mich, ob ich tätowiert sei, und als ich das verneinte, verschleierten sich seine überintelligenten Augen und suchten nach anderen. Sowohl die Dietrich als auch die Garbo schauten gelegentlich bei Boaty vorbei, Letztere immer in Begleitung von Cecil Beaton, den ich kennengelernt hatte, als er mich für Boatys Zeitschrift fotografierte (ein mit angehörtes Zwiegespräch der beiden: Beaton: »Das Deprimierendste am Älterwerden ist, dass meine Geschlechtsteile schrumpfen.« Garbo, nach einer



TRUMAN  
CAPOTE  
ERHÖRTE  
GEBETE  
ROMAN

GOLDMANN

Truman Capote

**Erhörte Gebete**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46906-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2010

Truman Capotes gnadenlose Abrechnung mit der Welt der Reichen und Schönen

Truman Capote zeichnet in diesem Romanfragment ein schonungsloses Bild der amerikanischen High Society. Er schildert das Leben von P.B. Jones, einem Schoßhündchen der Reichen und Schönen, und blickt dabei hinter die Kulissen von deren Welt. Als erste Kapitel dieses Schlüsselromans Mitte der Siebzigerjahre im Magazin Esquire vorabgedruckt wurden, erkannten sich Capotes berühmte Freunde in zahlreichen Romanfiguren wieder, samt ihrer intimsten Geheimnisse – vom Seitensprung bis zum vertuschten Mord. Der Skandal war perfekt.

Das Buch, das den größten Literaturskandal seiner Zeit auslöste.